



PINCHAS LAPIDE



IST DIE
BIBEL
RICHTIG
ÜBERSETZT?



GÜTERSLOHER
VERLAGSHAUS



Gütersloher Verlagshaus. Dem Leben vertrauen

PINCHAS
LAPIDE
IST DIE
BIBEL
RICHTIG
ÜBERSETZT?

Gütersloher Verlagshaus

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

2. Auflage, 2008

Copyright © 2004 by Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Init GmbH, Bielefeld, unter Verwendung der Elfenbeintafel
»Der Heilige Gregor am Schreibpult«, Archiv für Kunst und Geschichte, Berlin
Druck und Einband: Těšínská tiskárna, a.s., Český Těšín
Printed in Czech Republic
ISBN 978-3-579-05460-5

www.gtvh.de

Inhalt

BAND 1

Übersetzung übt Ersetzung	13
Zwei Umgangsarten mit der Bibel	18
Wort und Wörtlichkeiten	21
Luthers Ringen mit der Heiligen Schrift	24
Kann man die Bibel übersetzen?	30
Fehlübersetzungen und Unübersetzbarkeiten	
in der hebräischen Bibel	45
<i>Das Gesetz</i>	48
<i>Der Prophet</i>	50
<i>Schalom</i>	58
<i>Gerechtigkeit</i>	60
<i>Wie sucht Gott heim?</i>	63
Korrekturbedürftigkeiten	65
Die Hebraizität der Evangelien	84
Die sechs semitischen Sprachebenen	87
<i>Warum musste er Jesus heißen?</i>	92
<i>Einen Mann »erkennen«</i>	93
<i>Der »dritte Tag« der Hochzeit zu Kana</i>	94
Mutmaßliche Übersetzungsfehler im Neuen Testament	96
<i>Lobt Jesus einen Betrüger?</i>	96
<i>Soll der Herr seinen Knecht »entzweihauen«?</i>	99
<i>Auf zwei Eseln reitend?</i>	102
<i>Wann und wo erschien der Auferstandene?</i>	103
<i>Entdeckung des verschollenen Esseners</i>	106
<i>Hier irrte Paulus!</i>	113
<i>Die »zwei Schächer« – verleumdete Märtyrer?</i>	114
<i>Etwa zweitausend Schweine?</i>	120
<i>»Kehret um« oder: »Sinnt um«?</i>	124
<i>Zur so genannten »Bergpredigt«</i>	124

<i>Gott in den »Seligpreisungen«</i>	125
<i>Selig, die um der Gerechtigkeit willen Verfolgten</i>	126
<i>Der Geringste im Himmelreich?</i>	127
<i>Ehebruch im Herzen</i>	128
<i>»Wer dich auf die rechte Backe schlägt«</i>	128
<i>Ein gutes und ein böses Auge</i>	129
<i>Hassen und Lieben</i>	129
<i>Führe uns nicht in Versuchung!?</i>	130
<i>Werft eure Perlen nicht vor die Säue!</i>	131
<i>Heilt Jesus den Aussätzigen?</i>	132
Statt eines Schlusswortes:	
Vorwort für morgen	137

BAND 2

Rück-Blick und Vor-Wort	
Sind Übersetzungsfehler heilig?	153
Ist das Kainszeichen zur Schuld oder zur Bewährung?	158
Was ist ein himmelschreiendes Unrecht?	159
Stammt Eva aus Adams Rippe?	161
Wie kam Eva zum Apfel?	162
Eine Zweiklassengesellschaft im Himmelreich?	163
Was singen die Weihnachtsengel?	164
Lehrte Jesus mit Vollmacht?	166
Bergpredigt oder Berglehre?	168
»Ich aber sage Euch« – Versuch einer Rebellion?	169
Gibt es <i>Antithesen</i> in der Berglehre?	172
<i>Abba</i> – Einzigartig für Jesus oder gut für jedermann?	173
Jesus und sein Pessach-Gemach	175
<i>Hosianna</i> – Hilfeschrei oder Ausdruck des Triumphes?	178
Ein Helfer-König oder »Der Erlöste«?	182
Kommt Elia in der Pessach-Nacht?	184
Wessen Augapfel wird angetastet?	186

Wie blau ist das Rote Meer?	187
Wurde Jesus verraten?	188
Streit um <i>Maranatha</i>	190
Bett oder Stock – Was trägt der Gelähmte?	193
Geht ein Kamel durch ein Nadelöhr?	194
Die Zwei-Reiche-Lehre:	
Soll man dem Kaiser Steuern zahlen?	196
Wahrhaftig ein Israelit?	199
Ist Gott männlich oder weiblich?	201
Wer ist ein Seelsorger?	202
Vom Talmud auf das Fußballfeld	204
Spuren von Hölle im täglichen Sprachgebrauch	204
Ist Orgelspiel in der Bibel geboten?	205
War Moses wirklich behornt?	206
Land von Milch und Datteln?	207
Von Johannes, der nicht taufte	208
Von altem Wein und »Heurigem«	210
Können die Pforten der Hölle überwältigen?	212
Wie der Rabbi von Nazareth zum »Meister« wurde	213
Was hat der Hase mit Ostern zu tun?	214
War Judas Makkabäus ein Grieche?	216
Ist der Scheffel nun im Eimer?	217
Von der bescherten tapferen Frau	219
Jemandem die Leviten lesen	220
Kindlich oder kindisch?	220
Paulus von Tarsus blieb unbekehrt	222
Kein Saulus wurde je zu Paulus	223
Hat Paulus sein Volk »verworfen«?	226
Sind Märtyrer von Gott verdammt?	228
Sind Juden wirklich »Feinde Gottes«?	230
Anmerkungen	233

»Die Bibel übt ihren Einfluss im
Laufe der Jahrhunderte aus.
Ein ständiger Prozess der Aktualisierung
passt die Interpretation an die
zeitgenössische Mentalität und Sprache an ...

Man muss darum das
biblische Denken ohne Unterlass
in die zeitgenössische Sprache
übersetzen, damit es in einer
den Hörern angepassten Sprache
ausgedrückt ist ...«

Papst Johannes Paul II.

in einer »Ansprache über die Interpretation der Bibel in der Kirche«
in Vatikan Stadt, am 23. April 1993
(entnommen dem Osservatore Romano, französische Ausgabe, 24.4.93)

Vorwort

*»Der ideale Übersetzer ist ein Brückenbauer,
der seine Pfeiler auf beiden Ufern hat.«*

So ein Brückenbauer ist auch der jüdische Religionsphilosoph Pinchas Lapide gewesen. Sein Leben war dem christlich-jüdischen Dialog gewidmet und er verstand sich als »Reisender in Sachen Gottes«. Er wurde am 28. November 1922 in Wien geboren. Unter der Herrschaft der Nationalsozialisten gelang ihm die Flucht aus einem Konzentrationslager. 1940 wanderte er in das damalige Palästina aus. Später wurde er Diplomat im Dienst Israels. Nach dem Krieg studierte er Romanistik in Jerusalem, promovierte dann an der Kölner Universität in Judaistik. Von 1969 bis zu seinem Tod am 23. Oktober 1997 lebte Lapide in Deutschland. Noch 1993 erhielt er das Große Bundesverdienstkreuz für sein Engagement, die Besinnung auf das Gemeinsame zwischen Judentum und Christentum zu fördern.

Das hier vorliegende Buch fasst seine 1986 und 1994 erschienenen Bände »Ist die Bibel richtig übersetzt?« zusammen. Lapide sagt: »Man kann die Bibel ernst nehmen – oder wörtlich; beides zusammen verträgt sich nur schlecht«. Lapide nimmt die Bibel ernst, zeigt aber auf, wo eine genaue Betrachtung der Originalsprache der Bibel und der Übersetzungsgeschichte interessante Neu- und Andersdeutungen zulässt. Beide Bände sind zu unterschiedlichen Zeitpunkten entstanden und werden hier unverändert aneinander gefügt, um das Werk des inzwischen verstorbenen Autors in seiner chronologischen Entwicklung zugänglich zu machen.

BAND 1

Übersetzung übt Ersetzung

Im Grunde ist alles Reden Übersetzung. Der Sprecher verleiht seinen inneren Gefühlen und Gedanken sprachlichen Ausdruck, indem er sie in Worte kleidet, die – wie er hofft – seinem Hörer die eigentliche Aussage innewerden lassen. Da aber alle Menschen verschieden voneinander sind, mit jeweils ureigenem Wortschatz, Redensarten und Ausdrucksweisen, gibt es so viele Mundarten wie es Sprecher gibt. Wer spricht, übersetzt das ihn Bewegende in das von ihm erwartete Sprachverständnis seines Gesprächspartners und zwar nicht eines allgemeinen Mitmenschen, sondern dieses ganz bestimmten Gegenübers innerhalb dessen Aufnahmefähigkeit, wie sie der Sprecher annimmt. Wer hört, übersetzt Worte, die an sein Ohr schallen, in die Begriffe seiner Vorstellungswelt, also konkret gesprochen – in die Sprache seines Mundes. Da aber jeder Sprecher und Hörer über ein höchst individuelles Begriffsvermögen, eine spezifische Vorstellungskraft und ein ganz verschiedenes Wort-Bild-Verhältnis verfügt, so ist alles dialogische Reden nichts anderes als: Übersetzen. Ein höchst makelhaftes Übersetzen übrigens, denn eine Vollidentität des Gesprochenen, des Gehörten und des Verstandenen ist eher die Ausnahme als die Regel. Deshalb arten Zwiegespräche nur allzu oft in Doppelmonologe aus, in denen die Partner zwar redlich versuchen, einander zu überreden, aufeinander einzureden, aber im Grunde aneinander vorbeireden. Die ›Übersetzung‹ – das Wort stammt ursprünglich aus der Schiffersprache – gelangt eben vom Rede-Ufer fast nie ganz unversehrt ans Höre-Ufer hinüber. Diese Binsenwahrheit und ihre Schlussfolgerung werden schon im zentralen Gotteserlebnis der Hebräischen Bibel angedeutet. Nach der Verkündigung des Zehngebetes am Berge Sinai heißt es:

»*Und alles Volk nahm die Stimmen wahr*« (Ex 20,18) – eine höchst erstaunliche Aussage, da doch kurz zuvor nur von der *Einen* Stimme Gottes (Ex 20,1) die Rede war. Der rabbinische

Kommentar bringt des Rätsels Lösung: Die Stimme Gottes, die vom Berggipfel erklang, teilte sich in 600 000 feurige Zungen, sodass jeder einzelne Israelit das Gotteswort in seiner einzigartigen Mentalität aufnehmen und begreifen konnte¹, genau wie Psalm 68,12 es bestätigt: »Der Herr gibt ein Wort, der Herolde, die es verkünden, ist eine große Schar.« Im Grunde meint Thomas von Aquin dasselbe, wenn er in seiner »Summa« schreibt: QUID QUID RECIPITUR, SEMPER AD MODUM RECIPIENTIS RECIPITUR. (Was immer auch aufgenommen wird, wird immer gemäß der Natur des Empfängers aufgenommen.)

Heiliger Text war in der biblischen Frühzeit mündlich überlieferter Wortlaut, lange ehe er von den Nachfahren zum Schrifttum verewigt wurde. Beide Testamente der Bibel wurden ja ursprünglich in der Glut der unmittelbaren Gotteserfahrung stammelnd erzählt, worauf sie von ihren Nachfahren – fantasiereiche Orientalen allesamt – für ein gleich gesinntes Publikum, von Ergriffenen für Gottesfürchtige, von Menschen für Menschen mit Ehrfurcht niedergeschrieben wurden. Erst viel später wurden sie von abendländischen Theologen kalt gelesen, zerebral ausgelegt und wissenschaftlich entmythologisiert. Dieser drastische Klimawechsel konnte nicht umhin, zu wesentlichen Umdeutungen, Missverständnissen und Sinnverzerrungen zu führen, die weder dem Geist noch dem Wortlaut Der Schrift gerecht werden, so wie sie von den ursprünglichen Autoren und ihren Hörern empfunden werden mussten.

Was aber im dialogischen Sprechen einst entstanden ist, kann nur im Sprechen wieder aufleben, sodass Die Schrift in der jüdischen Tradition dazu bestimmt ist, auf die uralte Gesprochenheit zurückzuführen. Schon die hebräische Bezeichnung für »Lesen« heißt »Ausrufen«; der traditionelle Name der Bibel ist daher nicht »Die Schrift«, sondern die öffentliche »Lesung«, die bis heute vor der Gemeinde »ausgerufen« wird. In diesem Sinne beauftragt Gott Josua nicht, das Buch der Thora solle ihm nicht aus den Augen, sondern es solle ihm nicht »aus dem Munde« weichen,² er soll darin »murmeln«, das heißt den geheiligten Wortlaut mit leisen Lippen nachbilden.

Bei aller Ergebenheit vor dem biblischen Grundwort und seiner Sinntiefe muss hier dennoch vor der »Bibliolatrie« gewarnt werden, jener wortwörtlichen Anbetung Der Schrift, die, zutiefst gesehen, einem Vergehen gegen das Bilderverbot gleichkommt: »*Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen (...) Bete sie nicht an und diene ihnen nicht!*« (Ex 20,4-5). Es ist ein frommer Irrtum zu glauben, dass der Gott des Weltalls sich sprachlich fixieren lasse, »schwarz auf weiß nach Hause getragen werden könne,« wie es einst der Famulus Wagner glaubte, oder dass sein Wesen, sein Wille oder seine Offenbarung in irgendeiner Bekenntnisformel eingefangen werden könne. Verständlich ist das Verlangen nach einem Machtwort göttlicher Autorität, das all das menschliche Gewirr der Deutungspluralität majestätisch entmachtet, jedoch verkennt der Dogmatismus das wahre Verhältnis zwischen Religion und Sprachwissenschaft.

Denn alle Sprachlichkeit auf Erden entspringt unserer diesseitigen Erfahrungswelt und taugt nur für endliche, irdische und sterbliche Angelegenheiten. Gott und seine unenthüllbaren Wege entziehen sich aber all unserer Fassungskraft und können daher nur andeutungsweise in Poesie, Allegorie und Mystik zu Wort kommen.

Und eine Himmelsprache, die der Göttlichkeit angemessen wäre, gibt es hienieden nicht – mit der möglichen Ausnahme der Kirchenmusik von Bach, Beethoven und Mozart, die aber allem »Gerede« haushoch erhaben ist.

Hinzu gesellt sich die Tatsache, dass keine Sprache auf Erden ein fertiges Endprodukt ist, sondern eine fortwährende Tätigkeit, die sich im Sprechen endlos verwandelt und verändert. Jede Sprache hat ihre Wortfriedhöfe und registriert regelmäßige Neuprägungen. Da also alle Sprachen dynamisch, ungenau und relativ sind, vermag keine dem Absoluten und Ewigen adäquaten und unveränderlichen Ausdruck zu verleihen.

Die Lehrworte von vorgestern können morgen leere Worte werden, wenn der lebendige Sprachgeist sie einem Bedeutungswandel unterworfen hat.

»Ein gemeines, niederträchtiges Frauenzimmer« bedeutete noch vor 200 Jahren in deutschen Landen eine Dame aus der besseren Gesellschaft, die sich leutselig mit den niedrigen Volksschichten befasste. Was es heute besagt, bedarf keiner Erklärung.

Wenn also ein hohes Kompliment sich binnen zwei Jahrhunderten auf Neuhochdeutsch in eine einklagbare Verleumdung verwandeln kann, wie kann man dann von griechischen Vokabeln und hebräischen Aussprüchen, die Jahrtausende alt sind, auf anderen Erdteilen und unter denkbar andersartigen Umständen geschrieben wurden, erwarten, sie sollen uns heute dasselbe besagen, was sie anno dazumal zum Ausdruck brachten? Und eine utopische Weltsprache, die über unsere babylonische Sprachverwirrung hinweg universale, unverrückbare Aussagen zu machen vermag, gehört nach wie vor zum Bereich des schwärmerischen Wunschdenkens.

Und so ist die Bibel, trotz ihres strikten Bilderverbots, zugleich voll von sog. anthropomorphen (= menschenförmigen) Sprachbildern von Gott: Gott habe »Augen« (Ps 33,18), eine »Hand« (Esr 7,6), ein »Antlitz« (Dtn 34,10), ja, sogar eine »Hinterseite« (Ex 33,23). So steht es schwarz auf weiß geschrieben. Ja, wie sollen wir denn von Gott reden, wenn nicht in Menschensprache? Es sei denn, wir verzichten auf jedes Reden von Gott, schweigen in ekstatischer Verzückung wie die Mystiker oder suchen Zuflucht in der totalen Abstraktheit jener »Theologia Negativa« der Philosophen, die jedwede personale Begegnung mit dem Du-Sein Gottes verneint. Die menschenförmige Rede von Gott ist daher nicht nur berechtigt – »Die Thora spricht in Menschensprache,« sagen die Rabbinen –, sondern auch unerlässlich. Nur wer kein Ohr hat für die Überschwänglichkeit ergriffener Psalmisten und Propheten, die verzweifelt mit ihrer Sprache ringen, um ihren Brüdern zumindest einen leisen Nachhall ihrer Gottesbegegnung zu übermitteln, der kann die erhabene Poesie der Bibel unter die Philologenlupe legen, um sie zur armseiligen Wortwörtlichkeit zu entseelen.

Jedes ängstliche Sich-Klammern an Einzelwörter oder Schlüsselsätze ist im Grunde eine Wort-Vergötzung und ein Bibel-

widriger »Buchstabilismus«, wie Martin Luther ihn nannte, der am Kern der Botschaft vorbeiliegt, nur um sich mit leeren Wort-hülsen zu begnügen. Denn letzten Endes ist alle Rede vom Lebendigen, Weiterführenden Gott nichts anderes als hilfloses Gestammel, ein verzweifelt Ringen um das letztlich Unsagbare, das im besten Falle unterwegs zu Ihm bleibt, Ihn aber immer in Menschenlaute einzufangen vermag.

»Abrakadabra« ist die Verballhornung des moslemischen Auf-rufes zum Gebet: »ALLA HU AKBAR« (Gott ist der Größte), »Hokuspokus« die Verballhornung der Einsetzungsworte Jesu: »*HOC EST CORPUS MEUM*« (Dies ist mein Leib). Beide gehören zum innersten Glaubensgut der beiden Tochterreligionen Israels. Sobald sie jedoch zu leblosen »Heilsformeln« zu erstarren drohten, hat sie der Volksmund mit dem ihm eigenen Gespür für Weihe und Entweihung zum spöttischen Inbegriff heidnischer Magie umgestaltet.

Dass die Propheten so vielgestaltig, bildhaft und farbenprächtig von Gott reden, weist für die Hellhörigen auf ein Vierfaches hin: Es spiegelt erstens die Lebendigkeit und Vielfalt der Offenbarung Gottes wieder, der sich nicht ins Jenseits verbannen lässt, sondern in dieser Welt, in den Menschen und in ihrer Geschichte wirkt.

Zweitens: Liebe bedarf des Ebenbildes; sie verzagt vor dem Unfassbaren, das zu abstrakt ist, um liebevolle Gestalt anzunehmen.

Drittens, zeugt die Vielfalt der biblischen Gottesumschreibungen vom Überwältigtsein der menschlichen Sprache. Wie eine Mutter für ihr Kind stets zahlreiche Kosenamen erfindet; wie Liebende sich mit immer neuen Namen benennen, genau so ergeht es den biblischen Zeugen, wenn sie von Gott erzählen. Hingerissen und begeistert von ihrem himmlischen Widerfahrnis, häufen sich ihnen die Namen, Wortbilder und Sprachgemälde, denen keine Semantik auch nur annähernd gerecht werden kann.

Nicht zuletzt aber ist es gerade diese Vielfalt der enthusiastischen Bilderfülle, die den Bibelleser davor bewahrt, Gott nur

an ein einziges Wortbild zu ketten, um ihn so zum festgeschriebenen, definierbaren, ja, zum manipulierbaren Götzen zu entwürdigen.

Zwei Umgangsarten mit der Bibel

Es gibt im Grunde nur zwei Arten des Umganges mit der Bibel: man kann sie wörtlich nehmen oder man nimmt sie ernst. Beides zusammen verträgt sich nur schlecht.

Die Wörtlich-Nehmer, die das Motto »Es steht geschrieben« auf ihre Fahnen geschrieben haben, reduzieren die Schrift zum »papierenen Papst«, der auf *eine* leblose Dimension beschränkt bleibt. Die Ernst-Nehmer hingegen, die den Mut aufbringen, ihren Text zu hinterfragen, ihn kritisch zu erörtern, um zu seiner ursprünglichen Aussagekraft vorzustoßen, werden einen Hauch jenes Geistes erspüren, der zwar weht, wohin er will, aber stetig neu belebt, zu neuen Einsichten verhilft und eine Spur vom lebendigen, unverfügbaren und immer vorwärts treibenden Gott erahnen lässt.

Letzten Endes ist alle Rede von Gott Zungengeburt, nicht Federfrucht, sodass bei jeder Schriftlegung ein Stück des Mysteriums sich verflüchtigt, das sich gegen die Gefangennahme durch Schreiber und Schriftgelehrte zur Wehr setzt. Wenn aber diese verstummende Schrift dann noch in eine Fremdsprache hinübergetragen wird, so gilt die nüchterne Faustregel: Jede Übersetzung übt Ersetzung; den Urlaut und den Ursinn gibt sie nie ganz wieder, denn keine zwei Sprachen sind deckungsgleich in ihrer Semantik. Mit den Worten von Franz Rosenzweig: »Für den Übersetzer gibt es eigentlich kein Gut und Besser, nur ein Schlecht und weniger Schlecht.«³

In mittelalterlichen Bibeln und Breviarien schmückt ein und dasselbe Bild die Anfangsseiten: Moses, Jesaia oder einer der Evan-

gelisten steht vor einem Schreibpult, auf dem Pergamentblätter liegen; in der Hand hält er einen Federkiel, sein Ohr ist angestrengt zur Seite gewendet, denn daran schwebt eine Taube (das Symbol des Heiligen Geistes) und flüstert ihm die Worte ein, die er mit Andacht niederschreibt. So entsteht angeblich die Heilige Schrift – ein wörtliches Diktat, mit Gott selbst als alleinigem Urheber.

Das Ganze nannte man Verbal-Inspiration. In einem Bibeltext einen Sprachschnitzer zu entdecken, war krasse Blasphemie, denn was unverständlich war, wurde mit dem Heiligenschein des Mysteriums gekrönt, da auch die kleinsten Satzzeichen ja als inspiriertes Gottes-Diktat galten.

Es bedurfte etlicher Jahrhunderte der Bibelforschung, Aufklärung und kritischer Theologie, bis man darauf kam, dass solch eine Vorstellung nicht nur den menschlichen Anteil an der Entstehung der Schrift wesentlich unterschätzte, sondern auch die Propheten zu Schreibmaschinen Gottes und die Evangelisten zu einer Art von Tippfräulein des Heiligen Geistes entwürdigen musste. Begnadete »Mitarbeiter Gottes« also (1 Kor 3,9 und 2 Kor 6,1) und Träger seiner Botschaft, die hiermit zu willenlosen Schreiberlingen reduziert wurden, welche nichts anderes als mechanische Handlangerdienste geleistet haben sollten.

Abermals verfloss ein langes Jahrhundert, ehe die Wissenschaft gewahr wurde, dass in jedes der Bücher der Bibel die Mitarbeit vieler Menschen eingeflossen war; dass das mündliche Wort am Anfang stand, lange ehe es schriftlich erarbeitet wurde und dass die Evangelisten auf viel ältere Traditionen zurückgegriffen hatten, den alten Quellen ihre eigenen Denkfrüchte hinzugesellten, sodass die endgültige Niederschrift nur als die Schlussphase eines langen, vielgestaltigen Werdeganges zu verstehen war.

Heutzutage, nachdem das Gottesbild vieler gläubiger Juden und Christen zu neuer Mündigkeit herangereift ist, teilen viele die Meinung Martin Bubers, der in seinen »Fragmenten über Offenbarung« geschrieben hat: »Das tatsächliche Offenbarungsereignis (...) bedeutet nicht, dass sich ein göttlicher Inhalt in ein leeres menschliches Gefäß ergieße (...) die tatsächliche Offenbarung bedeutet die Brechung des einigen göttlichen Lich-

tes in der menschlichen Vielfältigkeit (...) Wir kennen keine andere Offenbarung als die der Begegnung vom Göttlichen und Menschlichen, an der das Menschliche faktisch beteiligt ist. Das Göttliche ist ein Feuer, das das menschliche Erz umschmilzt, aber was sich ergibt, ist nicht von der Art des Feuers.« Hiermit wurde klar, dass wir des göttlichen Feuers nicht habhaft werden können, wohl aber Seine Spuren zu erkennen vermögen und Gottes Wahrheit nur in der menschlichen Aussage seiner Boten und Sendlinge zu hören bekommen. Mit den Worten des katholischen Theologen Gerhard Lohfink: »Niemals werden wir hier auf Erden wenn Gott spricht, das reine, absolute Wort Gottes hören; schon immer, bevor wir es hören, ist es eingedrungen in unsere Menschlichkeit und Irdischkeit.«⁴

Mit dieser Entlarvung des »Buchstabilismus« als Kinderkrankheit der Theologie, entfaltete sich schrittweise die Einsicht, dass jeder Mensch zwar im Stande ist, zu verstehen, was Gott ihm mittels der Schrift sagen will, dass er aber auch fähig ist, die Botschaft misszuverstehen. Denn der freigeborene Mensch horcht nicht immer auf das ihm Zugesprochene, er vermennt schon im Hören Himmelsgebot und Menschensatzung, und im Gehirn des Hörers verquicken sich oft Gottes-Sinn und Eigen-Sinn zu einer individuellen Vorstellung, die jeder sich selbst zurechtmacht. Ist hiermit kein objektives, sinngetreues Bibelverständnis mehr zu erhoffen? Martin Buber antwortet: »Es geht letztlich nicht darum, dass diese oder jene Person die biblische Erzählung missverstanden hat; es geht darum, dass in dem Werk der Kehlen und der Griffel, aus dem der Bibeltext entstanden ist, sich wieder und wieder Missverstehen ans Verstehen heftet, Hergestelltes sich mit Empfangenem verquickte. Wir haben kein objektives Kriterium für die Scheidung; wir haben einzig den Glauben – wenn wir ihn haben.«⁵

So ist also jeder Bibelsatz das Ergebnis einer zwiefachen Übersetzung: Zuerst die Versprachlichung der göttlichen Botschaft durch jene Erstzeugen, die alle Register ihres kargen Wortschatzes ziehen mussten, um den Impuls von oben in Menschenworte zu kleiden, und dann die Schriflegung der Nachfahren, die das Gehörte

durch ihre eigenen Ohren, ihren Verstand und ihre Hand fließen lassen mussten: Drei unvermeidliche Fehlerquellen, die der Bibelbotschaft nie erspart blieben, ehe sie zur Schrift werden konnte.

Zum Sprachdenken und der Schriftlegung, die also beide aufeinander folgende Übersetzungsprozesse sind, gesellt sich dann für jeden normalen Bibelleser als dritte Quellen entfremdende Übersetzung die Übertragung des Grundtextes in seine Muttersprache. Auch hier geht es im Grunde um einen Dialog zwischen dem Text und seinem Dolmetscher, den er zwischen den beiden Sprachen – der fremden und seiner eigenen – in Gang bringt. Der ideale Übersetzer ist ein Brückenbauer, der seine Pfeiler auf beiden Ufern hat, und hüben wie drüben ebenso heimisch und vertraut ist. Da jedoch jeder Bibelübersetzer seinem Text sein eigenes Vor-Verständnis, Vor-Urteil und Vor-Stellungen entgegenbringt, gibt es keine objektive oder »wertfreie« Übersetzung, umso mehr als die Bibel die Gefühlswelt keines ihrer Leser unberührt zu lassen vermag.

So ist also jede Übersetzung – auch die beste – subjektiv, gewissen außertextuellen Normen und Maßstäben unterworfen und enthält immer schon ein Stück Kommentar des jeweiligen Dolmetschers. Mehr noch! Ob er es nun weiß oder nicht: Ein jeder engagierte Übersetzer bringt stets ein Stück vom eigenen Selbst ein, das dann die Frucht seiner Übertragung unwillkürlich färbt und mitgestaltet. So verschlungen und doch so menschlich sind die Wege des Gotteswortes, ehe es seine heutigen Hörer und Leser erreicht.

Wort und Wörtlichkeiten

»Das Wort Gottes geschah mir« so heißt es achtzehnmal in der Lutherübersetzung von Jeremia, und ähnlich klingt auch die Einleitung ihrer Rede bei den meisten Propheten im alten Israel. Diese häufige Betonung des »Gotteswortes« ist einer der Haupt-

gründe für Luthers theologisches Pochen auf die »Verkündigung«, sein Amtsverständnis als »Diener des Wortes« (vgl. Lukas 1,2) und seine Forderung: »Das Wort sie sollen lassen stahn!« Das stimmt aber nicht ganz.

Das hebräische Schlüsselwort in der Prophetenaussage heißt DAWAR, was zwar unter Umständen »Wort« besagt, aber ebenso bedeuten kann: die Rede, die Aussage, der Gegenstand, die Sache, das Anliegen, das Ding, das Ereignis, die Angelegenheit oder die Geschichte.

Das prophetische Vor-Wort ihrer Verkündigung kann also genauso richtig – besser: richtiger – übersetzt werden mit:

Die Sache Gottes widerfuhr mir – oder:

Das Anliegen Gottes erging an mich – oder:

Der Angelegenheit Gottes wurde ich inne,

wobei es zweifelsohne um eine Inspiration oder Eingebung von oben geht, die den Propheten zum Träger des göttlichen Auftrages machte, als Idee, als innerer Drang oder als unwiderstehlicher Impuls, aber keineswegs als wortwörtliches Diktat, sondern als Sendung, deren Versprachlichung dem Mann Gottes überlassen wurde.

Wenn Jeremia klagt, »Des Herren Wort ist mir zu Hohn und Spott geworden täglich« (Jer 20,8), so widerspricht der nächste Satz jedweder »Wörtlichkeit«: »Da dachte ich, ich will nicht mehr an ihn denken und nicht mehr in seinem Namen predigen. Aber es ward in meinem Herzen wie ein brennendes Feuer, in meinen Gebeinen verschlossen, dass ich's nicht ertragen konnte; ich wäre schier vergangen« (Jer 20,9).

Um diese Unwörtlichkeit der göttlichen Botschaft zu unterstreichen, kann der Prophet auf hebräisch solche »Worte« (Dewarim) auch »schauen« (Amos 1,1); (Jes 1,2) und das Volk konnte die Stimme Gottes »sehen« (Ex 20,18), wie es am Sinai geschah.

Sobald die hebräische Bibel jedoch auf griechisch übersetzt wurde (im 3. vorchristlichen Jahrhundert), schrumpfte »DAWAR« auf LOGOS, das immerhin noch bedeuten konnte: Rede, Aussage, Äußerung oder: Das Wort – eine wesentliche Sinneinengung, die aber noch immer eine gewisse Interpretationsbreite

ermöglicht. Als aber dann der Urtext ein zweites mal in die lateinische Vulgata übertragen wurde (im 5. christlichen Jahrhundert) die Luther als hauptsächliche Vorlage diente, kam es zum VERBUM DEI – dem Wort Gottes als druckreifes Diktat des Himmels, von dem jedwede Abweichung als lästerlich gelten musste.

Dass diese schrittweise Sinn-Verengung von DAWAR-LOGOS-VERBUM-WORT alle exegetische Freiheit im Keim ersticken musste, Abschreibefehler heilig sprechen konnte und der Theologie im Widerspruch zur »Freiheit, die überall da ist, wo der Geist des Herrn ist«, (2 Kor 3,17) eine semantische Zwangsjacke oktroyierte, ahnte bereits der junge Goethe, wie aus seinen Hebräisch-Griechisch-Lateinischen Schulheften aus dem Jahre 1760 ergeht⁶. Was der 12-Jährige in Umrissen begriffen hatte, legte er später seinem FAUST in den Mund, als jener sich anschickte, »die Heilige Schrift in sein geliebtes Deutsch zu übertragen«.

Was nun folgt, ist zwar nur ein Wink mit dem Zaunpfahl, aber das Schriftverständnis, das sich hieraus ergibt und das sich inzwischen unzählige Bibelleser zu Eigen gemacht haben, ist eine Kampfansage an all jene, die Wortklauberei mit Frömmigkeit verwechseln:

»Geschrieben steht: Im Anfang war das Wort.
Hier stock ich schon. Wer hilft mir weiter fort?
Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen,
Ich muss es anders übersetzen,
Wenn ich vom Geiste recht erleuchtet bin.
Geschrieben steht: Im Anfang war der Sinn.
Bedenke wohl die erste Zeile,
Dass deine Feder sich nicht übereile!
Ist es der Sinn, der alles wirkt und schafft?
Es sollte stehen: Im Anfang war die Kraft!
Doch, auch indem ich dieses niederschreibe,
Schön warnt mich was, dass ich dabei nicht bleibe.
Mir hilft der Geist! Auf einmal seh' ich Rat
Und schreibe getrost: Im Anfang war die Tat!«

Mit den Worten des Paulus, der sich in seiner Wort-Beseeltheit häufig große Freiheiten im Umgang mit seiner (hebräischen) Bibel nahm:

»Als ich ein Kind war (...) dachte (und glaubte) ich wie ein Kind, urteilte wie ein Kind. Seit ich jedoch ein Mann geworden bin, habe ich die kindliche Art abgelegt« (1 Kor 13,11).

Luthers Ringen mit der Heiligen Schrift

»Wir mühen uns jetzt ab, die Propheten zu verdeutschen. Was ist das doch für ein großes, beschwerliches Werk, die hebräischen Erzähler zu zwingen, Deutsch zu reden. Wie sträuben sie sich, da sie ihre hebräische Ausdrucksweise nicht verlassen, und sich dem groben Deutsch nicht anpassen wollen, gleich als ob man eine Nachtigall zwänge, ihren melodischen Gesang aufzugeben und den Kuckuck nachzuahmen, dessen eintönige Stimme sie verabscheut.« Wie schwer sich Luther mit seiner Bibelübersetzung tat, bezeugt dieser Brief, den er am 14. Juni 1528 an Wenzelau Link schrieb. Und mit gutem Recht. Denn zeitlebens schwankte er zwischen widersprüchlichen Grundsätzen, die ihn zu wiederholten Textrevisionen zwangen, die aber letztendlich nie ganz seinen hohen Forderungen gerecht werden konnten. Er wollte zwar, wie er in seinem »Sendbrief vom Dolmetschen« erklärt (Nürnberg 1530), »zuweilen die Worte steif behalten, zuweilen allein den Sinn geben«, sein Hauptziel blieb aber »meinen Deutschen« zu dienen, indem er ihnen eine vom deutschen Sprachgeist erfüllte Übertragung zu schaffen strebte. Einerseits gab er den Rat: »Wer Deutsch reden will, der muss nicht der ebräischen Worte Weise führen,«⁷ andererseits betonte er: »Ich habe eher wollen der deutschen Sprache abbrechen, denn von dem (ebräischen) Worte weichen.«⁸